

Brigitte Lichtenberger-Fenz, Doris Ingrisch
„Stillschweigend mit anderem Maßstab gemessen...“
Zur historischen Verortung von Frauenkarrieren in der Wissenschaft am Beispiel Österreichs

„Formale Behinderungen gibt's nicht. Oder kaum. Da gibt's jede Menge Möglichkeit, das auszuschalten oder zu korrigieren. Aber man sollte sich keine Illusionen machen darüber, dass nicht stillschweigend mit anderem Maßstab gemessen wird. Es wird anders gemessen. Und das Seltsame an der Geschichte, es muß nicht einmal notwendig ein Karrierehindernis sein. Es ist nur eine Lebensbegleitung.“¹ Mit dieser Charakterisierung einer Historikerin, die in den 1970er Jahren ihre wissenschaftliche Karriere begonnen hat, wird die Berufsproblematik von Wissenschaftlerinnen, auch wenn sie in historisch unterschiedlichen Kontexten auftritt, anschaulich dargestellt.

Als sich für Frauen der Zugang zu den Universitäten in breiterem Ausmaß schließlich Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts eröffnete, speisten sich die Bilder davon, was eine Frau und was ein Mann genauso wie die, was Wissenschaft sei, immer noch ausschließlich aus einem männlichen Blickwinkel. Einige Daten am Beispiel der Universität Wien sollen die Entwicklung im 20. Jahrhundert veranschaulichen: Die aus jüdischer Familie stammende Romanistin Elise Richter erhielt 1907 als erste Frau die „*venia legendi*“. Ihr folgten die Germanistin Christine Touaillon und die Psychologin Charlotte Bühler Anfang der 1920er Jahre. Bis zum folgenschweren Jahr 1938 konnten sich noch 10 weitere Frauen habilitieren. Elise Richter kam 1943 im Theresienstadt ums Leben, ein Großteil der ohnehin wenigen Dozentinnen verließ Österreich. Mit den ermordeten und vertriebenen intellektuellen Frauen wurde aber auch ein wichtiges fortschrittliches Potential intellektueller Kultur ausgeschaltet und in weiterer Folge aus dem Wissen um weibliche intellektuelle Kultur verdrängt.

Erst 1956, ein halbes Jahrhundert nach der Ernennung der ersten Dozentin, erhielt die erste Frau, die Physikerin Berta Karlik, eine ordentliche Professur. Etliche der weiteren ordentlichen Professorinnen, die ihr folgten, hatten ihre akademische Laufbahn in der Zeit des Nationalsozialismus begonnen und zumeist nahtlos, manchmal mit kurzen Absenzzzeiten, über 1945 hinaus weiterführen können. Von den vertriebenen Wissenschaftlerinnen sind kaum welche nach Wien bzw. Österreich zurückgekehrt. So waren die verbliebenen Frauen es, die den in den 1970er, 1980er Jahren Studierenden als Modelle weiblicher Gelehrsamkeit zur Verfügung standen, und damit auf der Ebene

¹ Die Zitate stammen aus Interviews, die im Rahmen der oben genannten Projekte geführt wurden; sie werden hier anonymisiert wiedergegeben.

der Tradition intellektueller Frauen den Vorstellungsraum von Handlungschancen und -grenzen mitgestalteten.¹

Diese Frauen, die im Nachkriegsösterreich an den Universitäten Fuß fassen konnten, waren nach dem Kulturbruch durch den Nationalsozialismus im Grunde wieder Pionierinnen. Sie eroberten sich sehr individuell ihren Platz. Ähnlich den historisch allerersten Frauen an der Universität versuchten sie, auf ihr Frau-Sein nicht aufmerksam zu machen, sondern es in einen Status jenseits der Geschlechterkategorien zu transformieren. Mensch-Sein wurde zur zentralen Kategorie ihres Selbstbildes. Auf diese Weise schienen sich auch für Frauen Lücken im Männerbund Universität zu öffnen. Voraussetzung und Grundlage war, dass besonders begabte und herausragende Studentinnen von einem Mentor eine Chance, d.h. ein Jobangebot bekamen. Es ist ein Berufseinstiegs muster, das zwar auch für Männer von Bedeutung war und ist, aber dadurch, dass es den weiblichen Stereotypen entspricht, diese verstärkt. Die Einladung, in einen erlauchten Kreis, in den wissenschaftlichen Olymp aufgenommen zu werden, war ein Angebot, aus der allgemeinen „Misere des Frau-Seins“ emporgehoben zu werden. „*Es war mir eine Freude und eine Ehre,*“ wie eine Ägyptologin sich erinnert. „Frau“ wird gebeten, erhebt aber keinen aktiven Anspruch. Sie ragt aber damit aus der Masse der Frauen heraus, sie wird zur Ausnahmefrau. Singularität wird zum anerkannten Qualifikationsmerkmal.

Solange es für Frauen kein kollektives Berufsbild einer Wissenschaftlerin gab, blieb der akademische Bildungshorizont auf wissenschaftliche „Neben“-Berufe beschränkt, wie Gymnasiallehrerin, Archivarin oder Bibliothekarin. Über diesen Umweg – entweder konkret ausgeführt oder als Studieneinstieg benutzt – gelang es einzelnen Frauen, sich Zutritt in die universitäre, wissenschaftliche Welt zu schaffen. Wobei das Berufsbild einer Lehrerin bzw. das Lehramtsstudium noch lange eine der wichtigsten Krücken für einen Einstieg in die Wissenschaft darstellen sollte – und zwar nicht nur für Frauen, sondern auch für männliche soziale „Einsteiger“-Gruppen. Um ein Beispiel zu nennen – Für eine Romanistin, die in den 50er Jahren ihre Universitätslaufbahn begonnen hat, wurde der Lehrberuf zum passiven und akti-

¹ Wir unterscheiden hier drei große Gruppen von Wissenschaftlerinnen:

- Ältere Generation: vor 1945 geboren, Studium in der Nachkriegszeit und Berufseinstieg in den 50er Jahren.
- Mittlere Generation: geboren zwischen 1946 und 1956, Studium Ende der 60er bis Ende 70er Jahre, Berufseinstieg 70er bis 80er Jahre. Das ist die klassische 68er-Generation, die durch Studentenbewegung und Frauenbewegung geprägt wird.
- Jüngere Generation: nach 1957 geboren, Studium überwiegend in den 80er Jahren, Berufseinstieg Ende der 80er Jahre.

ven Leitmotiv ihres Lebens: von ihren LehrerInnen in den unterschiedlichsten Stadien ihres Bildungsweges gefördert, wurde ihr der Lehrerberuf selbst zum Ideal. Vornehmlich als solchen begriff sie auch ihre Tätigkeiten an der Universität. Zusätzlich übernahm sie Hilfstätigkeiten am Institut wie die Betreuung der Bibliothek. Wissenschaft zu betreiben blieb zweitrangig. Universitätsprofessorin war primär ein höherer Job zur Existenzsicherung. Als Beispiel für einen Berufsumweg in die Wissenschaft ist eine Historikerin zu nennen, die über den höheren Archivdienst als Zwischenstation in die universitäre Laufbahn gelangte.

Diese skizzierten Einstiegshilfen für Frauen in die männliche Welt der Wissenschaft boten Chancen, markierten gleichzeitig aber auch Denkgrenzen. Ob ein Horizont als Begrenzung bestehen bleibt oder ob immer neue Horizonte gesehen und erobert werden (können), ist auch eine Frage der gesellschaftlichen kulturellen Dynamik. Von einer solchen konnten dann die Frauen in der gesellschaftlichen Aufbruchphase der 1970er Jahre profitieren.

Diese mittlere Generation, die außerhalb der Universitäten zu den Gründerinnen der Neuen Frauenbewegung zählten und die im Prozess ihrer eigenen Professionalisierung den aus dem politischen Engagement hervorgegangenen Perspektivenwechsel auch in die Wissenschaften einbrachten und weiterentwickelten, befand sich in einer historisch besonderen Situation. Sie haben ihre Wurzeln in einem gesellschaftlich-kulturellen Um- bzw. Aufbruch, wie er in allen westlichen Staaten zu finden war, und in einem Modernisierungsschub, wie er besonders für Österreich charakteristisch war.¹ Die „Bildungsexplosion“ der 1970er Jahre stellte sowohl eine soziale als auch eine geschlechtsbezogene Öffnung der österreichischen Hochschulen und Universitäten dar, von der im besonderen Maße die Frauen profitieren konnten. Von 1970 bis 1975 verdoppelte sich die Zahl der Studentinnen, die Zahl der Absolventinnen stieg naturgemäß langsamer und verdoppelte sich im Zeitraum 1970-1981.²

Dem kam eine entsprechend positive Arbeitsmarktsituation entgegen. Universitätsgründungen, Institutsgründungen, Ausbau und Erweiterung lieferten Arbeitsmöglichkeiten. Es waren „Jahre des Füllhorns“, wie sie retrospektiv oft bezeichnet werden. Einen Fixjob, gleich nach der Promotion zu bekommen, war damals „kein Kunststück“, wie viele

¹ Reinhard SIEDER/Heinz STEINERT/Emmerich TÁLOS (Hg.), Österreich 1945-1995. Gesellschaft, Politik, Kultur. Verlag für Gesellschaftskritik: Wien 1995.

² Susanne SCHANDL/Gertraud SEISER, Quantitative Materialien zur Präsenz von Frauen an Österreichs Hochschulen, in: 100 Jahre Frauenstudium. Zur Situation der Frauen an Österreichs Hochschulen, hrsg. Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr: Wien 1997, 53-97.

der interviewten WissenschaftlerInnen sich erinnern. Man brauchte auch gar keine exzeptionellen Leistungen erbringen – erinnern sich Männer. Ein Blick in die Details der Berufsverläufe fördert jedoch eine gegenderte Wahrnehmung zu Tage: Denn für Frauen ermöglichten oft gerade Sonderleistungen wie eine Promotion „sub auspiciis praesidentis“ erst den Zugang zu einem Assistentinnenposten, wie am Institut für Philosophie.

Die soziale Öffnung der Universitäten durch unterstützende Bildungsmaßnahmen finanzieller Natur wie Abschaffung der Studiengebühren, Schüler- und Studentenfreifahrten, kostenlose Schulbücher etc., verschob die soziale Zusammensetzung der Studentinnen bzw. im weiteren Verlauf der Wissenschaftlerinnen. Zuerst eröffnete sich für Frauen mit kleinbürgerlichem Hintergrund die Möglichkeit eines Studiums, später dann auch für Töchter aus Arbeiterfamilien und dem bäuerlichen Milieu.¹ Wobei die persönliche Wahrnehmung der Wissenschaftlerinnen – selbst von Sozialwissenschaftlerinnen – eine des persönlichen Aufstiegs ist, den sie für eine Ausnahme halten. „Vom Herkunftsmilieu wahrscheinlich nicht ganz typisch, weil ich aus eher sehr kleinen Verhältnissen komme... Es gibt nicht sehr viele Hochschullehrer, die im Gemeindebau² aufgewachsen sind“, so eine Historikerin.

Diese doppelte Fremdheit in Bezug auf Geschlecht und sozialer Herkunft und damit auch Marginalisierung in der bildungsbürgerlichen Männerinstitution Universität, erwies sich zwar als förderlich für innovative Denkansätze und ein Wissenschaftsverständnis, das den gesellschaftsverändernden und emanzipatorischen Gehalt von Wissenschaft betont, weniger jedoch für professionelle Berufslaufbahnen.

Persönliche Universitätskarrieren waren ein absolut neu zu eroberndes Terrain. 1975 gab es 33 Universitätsprofessorinnen an Österreichs Universitäten, das sind 2,7 %. Zwanzig Jahre später waren es rund doppelt so viele, nämlich 72, was 4,3 % ausmacht.³ Während der kollektive Aufbruch der Frauen in die Wissenschaftswelt in den 1970er Jahren tatsächlich einen Sprung darstellte, geriet der weitere Aufstieg in der dünnen Luft der Universitätshierarchien nicht nur mühsam, sondern auch entsprechend langsam.

¹ Vgl. u.a. Anne SCHLÜTER (Hg.), Arbeitertöchter und ihr sozialer Aufstieg. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und sozialer Mobilität, Weinheim 1992; Astrid SCHWARZ, ArbeiterInnentöchter an der Universität, In: 100 Jahre Frauenstudium. Zur Situation der Frauen an Österreichs Hochschulen hg. v. Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr, Wien 1997, 263-291.

² Sozialbau in Wien.

³ Weißbuch zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft, hrsg. Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung: Wien 1999.

Ein Erschwernis stellt für diese frauen- und studentenbewegte Generation der mentale Zugang zu einer Karriere dar. Für einen Teil der im 68er-Geist Sozialisierten waren Karriere und Erfolg zuerst einmal Schimpfworte, auf jeden Fall verdächtige bürgerliche Bestrebungen. Die Antriebskräfte lagen in gesellschaftsverändernden und weltverbessernden Grundhaltungen und ihre Ziele in alternativen, postmaterialistischen Werten. Es ist eine Generation, die nicht in Kategorien von Karriere und Macht dachte, die willens war, sich diesen Werten zu verweigern, aber doch gezwungen war, mit ihnen umzugehen. „Die Idee war eher, man macht etwas Interessantes, man engagiert sich, man tut diese Dinge, aber man plant nicht langfristig,“ wie es eine Soziologin ausdrückt. Und sie fügt hinzu: „Heute denk ich mir manchmal, leider, es wäre vielleicht ein bisschen besser gewesen, ein bisschen zielstrebtiger zu sein.“ Ebenso eine andere Sozialwissenschaftlerin: „Mich hat die Macht nie interessiert und ich begreif jetzt langsam, dass das ein Fehler war. Und dass man sich um das kümmern muss, damit man das absichern kann, was man gern tut.“ Diese ursprüngliche Verweigerung von Karriere erweist sich bei näherer Analyse mehr als Wunschdenken bzw. als eine Weigerung, sich damit überhaupt zu beschäftigen. Männer, die in genau denselben Kategorien dachten und diese auch vehement vertraten, haben sich trotzdem nicht davon abhalten lassen, stillschweigend und wie selbstverständlich Vorbereitungen für den weiteren Berufsweg zu treffen. Oder wie es ein Jurist formulierte: „Also ich hab's nicht so angelegt, dass ich unbedingt untergehe.“

Hand in Hand mit einer Karriereverweigerung ging auch ein Desinteresse an einem Brotberuf. Also nicht nur keine Karriereplanung, sondern auch keine Berufsplanung. Motivation und Antrieb waren stattdessen das eigene Erkenntnisinteresse. „Man hat überhaupt nicht daran gedacht, wie man das jemals verwerten wird,“ so eine Soziologin.

Als Gegenentwurf zu Karriere, Status und bürgerlicher Existenzaufbau wurde auf die ideellen Werte des menschlichen Seins gesetzt. Sein Schwerpunkt liegt auf Erkenntnisinteresse, der Lust am Forschen und politischem Engagement. So wie bei der Studienwahl den eigenen Interessen vor einer konkreten Berufsausbildung der Vorzug gegeben wurde, bildete die Motivation zur Berufswahl und zum Einstieg in die Wissenschaftslaufbahn, die „Lust am Denken“.¹ Hier knüpften sie an eine lange Tradition von Gruppen an, die sich jeweils an den Grenzen von Macht und Einfluss bewegten und die über die Macht des Wissens ihren Anspruch an die Machtzentren formulierten. Erinnert sei in diesem Zusammenhang nur an die sozialdemokratische Bildungspolitik

¹ vgl. Lichtenberger-Fenz, Ingrisch 2000.

oder an die Erste Frauenbewegung, die um die Jahrhundertwende den Zugang der Frauen zu den Universitäten erkämpft haben. So lautete das Motto des Allgemeinen Österreichischen Frauenvereins: „Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück“.¹

Diese Betonung der bildungs- und persönlichkeitsbildenden Aspekte war Teil eines Wissenschaftsverständnisses, der darauf aufbauend und gleichzeitig darüber hinausgehend einen gesellschaftsverändernden und emanzipatorischen Gehalt implizierte. Erstmals kam es zu einem nennenswerten hochschulpolitischen Engagement der Frauen an der Universität, v.a. von Studentinnen in studentischen Organisationen und/oder Gremien. Die drittelparitätische Mitbestimmungspolitik an den Universitäten lieferte eine der Grundlagen dazu. Damit eroberten sie sich einen öffentlichen Raum, in dem sie sich Kompetenzen aneignen konnten, die traditionellerweise zum männlichen Repertoire gehörten.² Allerdings beschränkte sich das hochschulpolitische Engagement der Frauen vorwiegend auf den studentischen und universitären Mittelbaubereich – spiegelbildlich zu ihrer Institutionalisierung.

Die junge Generation von Wissenschaftlerinnen, die in den 1980er Jahren studiert hat, konnte bereits auf Vorhandenem aufbauen. Sie war bereits in der Lage, sich an anderen Wissenschaftskulturen zu orientieren und sich diese aktiv anzueignen – „*Weil wir nach Vorbildern gesucht haben*“, wie eine Landschaftsplanerin betonte. Und es gab nicht nur Vorbilder aus der internationalen feministischen Frauenbewegung, sondern Frauen an Ort und Stelle, die sich hier einen Namen gemacht haben. „*Die jüngere Generation heute hat ja*“, wie es eine Wissenschaftlerin der mittleren Generation ausdrückt, „*einen völlig anderen Wissensfundus; sie kann all die Texte lesen, die in den letzten zehn Jahren entstanden sind; es gibt role models, die man befragen kann; es gibt, wenn auch vereinzelt, Mentorinnen.*“³

Zu den weiteren Pluspunkten zählt, dass mit Mitte der 1990er Jahre Frauenpolitik als etabliert angesehen werden kann. 1979 trat in Österreich das Gleichbehandlungsgesetz in Kraft und wurde seither durch vier Novellen erweitert. Im Wissenschaftsbereich wurden gesetzliche Normen zugunsten der Frauen durchgesetzt – so die Verankerung der Arbeitskreise für Gleichbehandlungsfragen oder die Frau-

¹ Siehe Waltraud HEINDL/Marina TICHY (Hg.) „Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück...“ Frauen an der Universität, Wien (ab 1897), Wien 1990.

² Anette BALDAUF/Andrea GRIESEBNER/Klaus TASCHWER, Auf der Suche nach möglichen Ursachen für die Unterrepräsentanz von Wissenschaftlerinnen im universitären Feld Österreichs, in: L'Homme Z.F.G., 2. Jg./H. 2, 1991: 77-97.

³ Portrait Friederike Hassauer, in: INGRISCH/ LICHTENBERGER-FENZ, 1999, 284 f.

enförderpläne.¹ Auf den ersten Blick, und vor allem mit einem männlichen Blick, scheinen Frauen im Wissenschaftsbetrieb sogar bevorzugt zu sein.

Durch die geänderten gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen verschiebt sich auch der Schwerpunkt in der persönlichen beruflichen Lebensplanung. Nachdem nicht mehr prinzipiell für die wissenschaftliche Existenzberechtigung von Frauen gekämpft werden musste, wurde der persönlichen wissenschaftlichen Entwicklung und Berufsplanung vermehrt Aufmerksamkeit zuteil. Mit dem Wegfall offenkundiger Diskriminierungen wurde der Blick frei für den Stellenwert persönlicher Karriere- und Berufsvoraussetzungen sowie für hinderliche, erschwerende und fördernde Praktiken.

Für Wissenschaftlerinnen, die in den 1980er Jahren studiert und dann in den 1990er Jahren sukzessive die universitäre Karriereleiter erklimmen haben, schien alles möglich zu sein: „*Die Laufbahn war da. Ich hab sie nur beschreiten müssen*“, wie es eine Juristin formulierte. Vertragsassistentin, Universitätsassistentin, Habilitation, außerordentliche Professorin. Wer es schaffte, sich frühzeitig im universitären System einen Platz mit einem ersten Uni-Job zu verschaffen, den konnte dieser Anstoß weit tragen – „*Mehr oder minder wie auf Schienen.*“

Mittlerweile gestehen Frauen es sich auch zu, ein ehrgeiziges Berufsziel wie eine Universitätsprofessur anzupeilen. Ehrgeiz wird nicht mehr als Makel empfunden. Die Spielregeln des Universitäts- und Wissenschaftsbetriebs lassen sich nicht mehr allein als patriarchale Verschwörung interpretieren, sondern sie werden als zur Kenntnis zu nehmende Realität wahrgenommen, denen man mit verschiedenen Strategien begegnen – und mit deren Hilfe man bestimmte berufliche Ziele erreichen kann. „*Was sind erfolgreiche Strategien, was sind weniger erfolgreiche Strategien und welchen Strategien möchte ich mich anschließen und welchen auch bewusst nicht anschließen*“, wie es eine Erziehungswissenschaftlerin formuliert. Es ist eine Erkenntnis, zu der auch die jungen Wissenschaftlerinnen oft erst kommen müssen. „*Weil*“, so eine Medizinerin und Vizerektorin der Universität Wien, „*viele Frauen so wie ich auch gedacht haben, durch tolle Leistung,*

¹ Siehe u.a. Monika STRELL, Gleichstellungs- und Frauenförderpolitik an Österreichischen Universitäten – Der Umsetzungsprozess am Beispiel der Arbeitskreise für Gleichbehandlungsfragen, in: 100 Jahre Frauenstudium, 1997, 125-163; Elisabeth HOLZLEITHNER/Nikolaus BENKE, Law meets Gender at the University. Eine Begegnung zwischen Missverständnissen, Schritten zu praktischer Geschlechtergleichheit und akademischen Innovationsschüben, in: Universität Wien (Hg.), Quo vadis Universität? Perspektiven aus der Sicht der feministischen Theorie und Gender Studies, StudienVerlag: Innsbruck 2002, 227-252.

durch viel Arbeit wird man schon das werden, was man verdient. Und das ist ein absoluter Trugschluss."

Hier an diesem Punkt kommt dann wieder die politische Arbeit ins Spiel, die sowohl das Kennenlernen der Regeln ermöglicht aber auch als eigenständige Säule im Karrierefeld gesehen wird. Denn gleichzeitig wird das hochschulpolitische Engagement von einem Teil der Wissenschaftlerinnen weiterhin und zwar sehr bewusst eingesetzt. Jetzt aber nicht mehr nur auf studentenpolitischem Niveau oder des universitären Mittelbaus, sondern in den Professorenkurien und in der obersten Universitätsverwaltung.

Es entsteht ein neues Selbstverständnis von individueller Karriere und politischem, hochschulpolitischem und wissenschaftspolitischem Engagement. Karriere ist nicht mehr allein ein politisches Projekt, sondern in erster Linie ein persönliches. Auf dieser individuellen Ebene ist für den beruflichen Erfolg unabdingbare Voraussetzung ein Arsenal von Eigenschaften, wie sie für jede Karriere, männliche wie weibliche, Grundlage sind, sei es eine hohe Frustrationstoleranz oder Problemlösungskompetenz. Und: Beruf im Allgemeinen und jener der Wissenschaftlerin im Besonderen ist nicht mehr eine Option unter vielen, sondern indiskutabler, nicht verhandelbarer zentraler Teil der Lebensplanung.

Die Steine, die auf den glattgeschliffenen Schienen des Karrierezuges liegen, werden in ihrem Gewicht oft erst spät erkannt. Dazu zählen existentielle Fragen in Kombination mit einer traditionellen Lösung. Wie beispielsweise der persönliche Entschluss zur Familiengründung, in Verbindung mit einem Reduzieren der Wissenschaft auf eine Halbtagsstätigkeit. *„Das hat meine Situation komplett verändert“*, bemerkte eine Juristin. *„Es ist nicht mehr zu vergleichen mit dem, wie's früher war.“* Denn ihre Vorstellung, Beruf und Kind gleichermaßen intensiv betreuen zu können, erwies sich rasch als illusionär. Und als *„unrealistisches Gefühl“*, dass es doch leicht möglich sein müsse, in einem Halbttag zumindest so viel zu machen wie in einem Ganzttag. Oder wenn das persönliche Wunschziel eines Lehrstuhls wegen Auslastung der Energie- und Zeitkapazitäten infolge von Kindern verschoben werden muss.

Eine persönlich befriedigende Balance zwischen Beruf und Familie ist auch für die junge Wissenschaftlerinnen-Generation ein zentrales Problem – und definitiv ein größeres als für ihre männlichen Kollegen. Denn es gibt ja, wie eine Informatikerin bemerkte, keine zuverlässigen Messwerte oder Maßstäbe dafür. Der Wunsch und der Entschluss, sich der Wissenschaft und einer Familie zu widmen, tendiert dazu, zu einem Stolperstein zu werden.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die ältere Generation sich individuell und ausnahmsweise einen Platz im universitären Wissenschaftsbetrieb schuf, die mittlere oder 68er-Generation Teil eines kollektiven Aufbruchs war und die jüngere Generation auf diesen kollektiv erreichten Ergebnissen aufbauend ihren Karriereweg individuell zu gehen bereit ist.

Bis zur Universitätsreform 1975 waren die österreichischen Universitäten und Hochschulen klassische Ordinariatenuniversitäten: Im Zentrum standen die „ordentlichen Professoren“ oder Lehrstuhlinhaber, die als Leiter der Institute Forschung wie Lehre bestimmten und denen AssistentInnen als persönliche HelferInnen zur Seite standen.¹

Dieses hierarchische Modell, bei dem Macht und Entscheidungsbefugnisse bei einzelnen Personen monopolisiert waren, förderte Karrieren von Personen, die sich individuell hochzuarbeiten bereit waren und vom jeweiligen „Chef“ mit Wohlwollen bedacht wurden.

Die ältere Generation, das waren die Nachkriegspionierinnen in einer traditionell-konservativen Gesellschaft. Sie waren Ausnahmefrauen und wohl auch Alibi-Frauen. Ihre Karrieren nutzten Lücken im Männerbund Universität. Es waren individuelle Karrierewege, die sie gingen und individuelle wissenschaftliche Felder, die sie betreuten; in der Hochschulpolitik waren sie nicht präsent.

Die mittlere Generation als Teil eines kollektiven Aufbruchs veränderte nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ die Universitäten und die Wissenschaft. Sie begründete und etablierte Frauenforschung, feministische Forschung und die gender studies und veränderte damit die Parameter vor allem in den Sozial- und Kulturwissenschaften. Die Umgestaltung der Ordinariatenuniversität in eine „Gruppenuniversität“ ermöglichte hochschulpolitisches Engagement. Zudem brachte die Bildungsexplosion der 1970er Jahre nicht nur mehr vermehrt Studentinnen an die Hochschulen, sondern führte durch die Expansion und Neugründungen von Universitäten, Etablierung neuer Forschungszweige und Institute vermehrt Arbeitsplätze und Aufstiegsmöglichkeiten für den wissenschaftlichen Nachwuchs, und zwar erstmals nicht nur für Männer, sondern auch zunehmend für Frauen. Frauen agierten in der Wissenschaft nicht mehr nur als Individuen, sondern auch als Gruppe und stellten die traditionellen Konzepte der Geschlechterordnung in Frage.

¹ Zur österreichischen Hochschulen nach 1945 siehe Ada PELLERT, Die Universität als Organisation. Die Kunst, Experten zu managen, Böhlau: Wien/Köln/Graz 1999.

Die jüngere Generation findet sich in einer ambivalenten Situation wieder: seit Ende der 1970er Jahre kam die Hochschulpolitik zunehmend unter die Zwänge der Sparpolitik, konnte aber trotzdem neue Initiativen setzen. Diverse Frauenförderpläne und Gleichstellungspolitik haben einen Rahmen geschaffen, der den Beruf einer Universitätsprofessorin und Wissenschaftlerin erleichtert und absichert. Viele der von uns interviewten Frauen bestätigten, dass es nun keine offiziellen Diskriminierungen mehr gibt. Gleichzeitig aber haben sich die sozioökonomischen Rahmenbedingungen eklatant geändert: es gibt einen engeren Wissenschaftsmarkt, erhöhten Konkurrenzdruck, erhöhte Anforderungen. Eine Vielfalt an Lebensmuster steht zur Wahl. Karrieren aber müssen wieder individuell erarbeitet werden.

Der breite Raum, den wir der Generation der 1970er Jahre hier einräumen, resultiert aus ihrer Bedeutung für die Handlungschancen und -möglichkeiten für Frauen. Sie haben die Maßstäbe verändert, sie waren der turning point in der Wissenschaftsgeschichte. Sie haben den Männerbund Wissenschaft bloßgestellt und sich auf den Weg gemacht, ihren Anteil einzubringen – zahlenmäßig und qualitativ. Ihre Analysen, Konzepte und Utopien wurden zu einem Gradmesser für die nachfolgenden Generationen. Sie entwickelten Traditionslinien sowohl was die Präsenz von Wissenschaftlerinnen in der scientific community betrifft als auch mit qualitativ neuen Wissenschaftsperspektiven. Sie stellen nunmehr eine neue Tradition zur Verfügung, die dazu beitragen kann, dass nicht mehr stillschweigend mit anderen Maßstäben gemessen wird.